

zu verhindern, häufig von der Spitze oder Seite des Kernfußes. Trotzdem kennen wir zahlreiche Restkerne, bei denen das misslungen ist und die in der Folge verworfen wurden. Im Gegensatz zu unserem Artefakt mit seiner ideomorph ausgeprägten Serie von Angelbrüchen lassen diese Kerne zumeist aber nur wenige und an unterschiedlichen Stellen der Abbaufläche liegende Stufen erkennen. So stellt der Kernstein aus Golzheim für jeden an steinzeitlicher Steintechnologie Interessierten ein eindrucksvolles Paradestück dar und wäre die Zierde jeder Lehrsammlung.

Ist bereits die vorstehend erschlossene technologische „Vita“ des Kernsteins ausgesprochen interessant, so wird seine Attraktivität durch sein Rohmaterial nochmals gesteigert. Der Feuerstein (Flint) ist nicht einheimisch und unterscheidet sich von der überwältigenden Mehrzahl der bei uns verwendeten Arten durch eine Cremefarbe und porzellanartige, weißliche dichte Einschlüsse. Wenige Artefakte aus dieser Flintart sind im Rheinland als Grabungs- und Oberflächenfunde bekannt und datieren in die frühe Michelsberger Kultur (MK I/II; ca. 4400–4300 v. Chr.). Lange Zeit war dieser manchmal gebänderte Flint unter der Bezeichnung „silex rubané“ bekannt und seine Herkunft wurde in Ostfrankreich nahe Belfort in der Franche-Comté vermutet. Mittlerweile spricht manches dafür, dass er aus einem Vorkommen in Nordfrankreich aus der Region von Romigny-Lhéry bei Reims (Champagne) stammt und damit über eine Entfernung von rd. 250 km Luftlinie importiert worden ist. Bei den rheinischen Funden handelt es sich nahezu ausschließlich um solche aus Klingen und Abschlägen, wobei besonders kantenretuschierte lang-

schmale sog. Spitzklingen auffallen. Diese Einsätze von Allzweckmessern sind charakteristisch für die Michelsberger Kultur, weshalb auch Oberflächenfunde aus diesem Flint sicher zu datieren sind. Bislang wurde angenommen, dass Spitzklingen dieses Materials als Halbfertig- oder Fertigfabrikate ins Rheinland gelangten. Mag dies auch fallweise nicht auszuschließen sein, so legt nun der Fund aus Golzheim erstmals nahe, dass auch Vollkerne oder sogar Rohknollen aus Romigny-Lhéry-Flint in die Niederrheinische Bucht importiert wurden und Spitzklingen somit auch aus heimischer Produktion stammen können.

Unbeschadet seiner technologischen und rohmaterialspezifischen Eigenheiten dürfte der hier vorgestellte Fund die – ohnehin problematischen – Kriterien eines „schönen“ Artefakts nicht erfüllen. Andererseits wird jeder steintechnologisch Interessierte bestätigen, dass es sich um ein im ursprünglichen Sinn des Wortes besonders „apartes“ Artefakt handelt. Könnte der Klingenkernstein aus Golzheim tatsächlich erzählen, würden die Informationen weit über die hier erschlossenen hinausgehen und ein prominenter Vitrinenplatz wäre ihm sicher!

Bester Dank gebührt dem Finder für die Bereitstellung des Artefakts zur Bearbeitung.

Literatur: B. HÖHN, Das Steinmaterial der Michelsberger Siedlung Koslar 10, Gem. Jülich, Kr. Düren. In: Studien zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte und ihrer Umgebung. Beitr. neolithische Besiedlung Aldenhovener Platte 6 = Rhein. Ausgr. 43 (Köln 1997) 399–472. – J. WEINER/W. SCHOL, Jülich, Kr. Düren. Bonner Jahrb. 193, 1993, 276–278.

JÜLICH, KREIS DÜREN

Eine Michelsberger Dechselklinge aus Feuerstein von Neu Lich-Steinstraß

Jürgen Weiner

Geschliffene Klingen von Parallel- oder Querbeilen (sog. Dechseln) aus einheimischem oder importiertem Feuer- oder Felsgestein gehören im Rheinland zu den geläufigsten jungsteinzeitlichen Artefaktkategorien überhaupt. Hunderte lagern in unterschiedlichsten Zuständen in den Museen und dieser Wert dürfte leicht um mindestens eine Zehnerpotenz zu erhöhen sein, wenn man die in zahlreichen Privatsammlungen vorhandenen Exemplare berücksichtigt. Da es sich bei Beilklingen um ausgesprochene Zweck-

formen handelt, deren Funktionsweise – unbeschadet der Zeitstellung und der Materialien – auf dem Keilprinzip beruht, sind dem Gestaltungswillen der Hersteller enge Grenzen gesetzt. So besitzen alle Exemplare eine Keilform, deren eines Ende eine möglichst scharfe Schneide besitzt, während der gegenüberliegende Nacken eckig, unterschiedlich gerundet oder spitz zuläuft. Die Schneiden alt- und mittelneolithischer Formen sind regelhaft asymmetrisch „aufgewippt“ und stehen quer zum Schaft und zur Arbeits-

richtung, diejenigen aller späteren Formen sind – mit Ausnahme der Dechselklingen – in aller Regel symmetrisch, d. h. beiderseits ballig und stehen parallel zum Schaft und zur Schlagrichtung.

Dass Beilklingen zumeist eine lang gestreckte Form besitzen, liegt in erster Linie daran, dass sie abstumpfen und deshalb regelmäßig nachzuschleifen sind, wodurch sie kontinuierlich kürzer werden. Aus funktionalen Gründen darf aber eine gewisse Mindestlänge des ungeschäfteten freien Klingendenes nicht unterschritten werden. Langschmale Formen bieten somit den Vorteil eines „Materialdepots“ am Schneidenabschnitt, denn man kann sie über einen längeren Zeitraum nachschärfen und gewährleistet trotzdem die notwendige Mindestlänge.

Aus denselben ergologischen Gründen leuchtet es ein, dass Beilklingen, jedenfalls solche für einen täglichen Einsatz, eine gewisse Maximallänge nicht überschreiten dürfen. So gibt es aus dem älteren Neolithikum Skandinaviens und Norddeutschlands dünn-nackige Flintbeilklingen mit Längen von bis zu 47 cm. Von einer alt-/mittelneolithischen Fundstelle beim rheinischen Swisttal-Miehl kennen wir eine 45 cm lange Dechselklinge aus Grünschiefer. Analog zu völkerkundlichen übergroßen Steinartefakten dürften solche Stücke keine profane Funktion erfüllt haben und dienten mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit als Prestigeobjekte. Kurzum, neolithische geschliffene Beilklingen der vorstehend beschriebenen Formen sind im Rheinland bestens bekannt und nur in seltenen Fällen erregen sie unser weiteres Interesse.

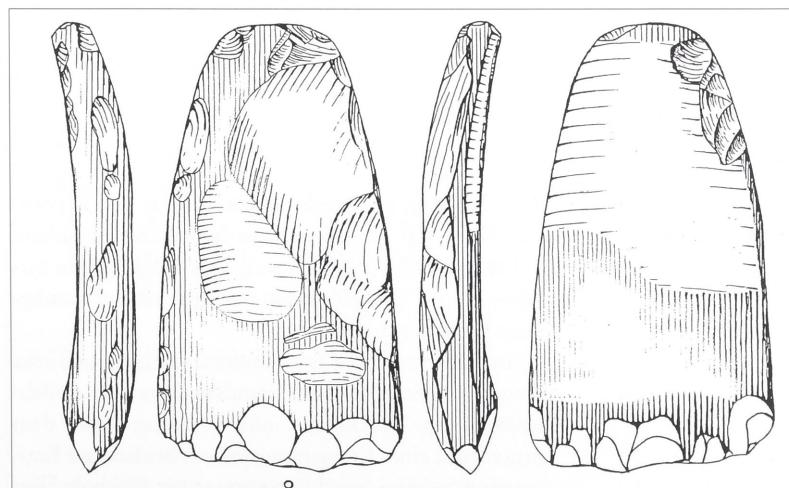
In deutlichem Gegensatz dazu steht eine Typengruppe jüngerneolithischer Beilklingen, die bis vor kurzem nahezu unbekannt war. Es handelt sich um Querbeil-(Dechsel-)klingen aus Feuersteingrundformen (Abschlag/Klinge), die einer erhöhten wissenschaftlichen Zuwendung bedürfen. Einzelfunde sind zwar schon seit Langem bekannt, wegen ihrer eigenwilligen Formen und einer häufig flüchtigen und deshalb nicht „schönen“ Ausführung standen sie aber kaum im Fokus der Wissenschaft. Vor wenigen Jahren wurde diese Gruppe erstmals aus dem wissenschaftlichen Abseits geführt und zusammenfassend gewürdigt. Dabei stellte sich heraus, dass ihre Vertreter keinesfalls so selten sind, wie ein Blick in die Literatur glauben machen könnte. Überdies bestätigte sich einmal mehr die alte Erkenntnis, dass eine Geräteform nur dann auffällt und gefunden werden kann, wenn man sie kennt! Dies bestätigt sich darin, dass fast die Hälfte der 43 bekannten Exemplare aus dem Rheinland stammt, davon 17 aus dem linksrheinischen Tiefland. Trotz dieser erfreulichen Situation ist aber die Datenbasis im Vergleich zu den oben beschriebenen „klassischen“ jünger- und spät-/endneolithischen Beilklingen noch immer äußerst gering. Und aus diesem Grunde ist jeder Neufund besonders interessant und einer Vorstellung würdig, wie das im Folgenden beschriebene Exemplar zeigt:

Das Artefakt wurde von dem Sammler Rolf Peter Gawel, Niederzier, unweit von Neu Lich-Steinstraße entdeckt (Abb. 32). Es ist 88 mm lang, 49 mm breit, misst an der dicksten Stelle in der Mitte 25 mm, wiegt 51 g und besteht aus typischem Rijckholt-Feuerstein. Abgesehen von zahlreichen Negativen moderner Ausbrüche beiderseits des Schneidenendes ist das Stück vollständig. Charakteristische und diagnostisch bedeutende Merkmale solcher Dechselklingen sind neben einem überwiegend trapezförmigen Umriss in allererster Linie der asymmetrische Querschnitt mit einer flachen Unterseite (Ventralfläche), einer gewölbten Oberseite (Dorsalfläche) und einer regelhaft unterschiedlich starken Wölbung in Längsrichtung. Ergänzend treten eine sog. aufgewippte Schneide, ein zumeist auf das Schneidenende beschränkter flüchtiger Schliff und schließlich typische schlagtechnische Merkmale auf der Ventralfläche hinzu, die auf einen Abschlag oder eine Klinge als Ausgangsstück schließen lassen.

Für den vorliegenden Fund diente ein massiver Abschlag als Grundform. Davon zeugen unregelmäßig verteilte, partiell überschliffene dorsale Negative in Verbindung mit einer nur schwach geglätteten antiken Ventralfläche. Letztere besitzt einen deutlich konkaven Längsschnitt mit gut erhaltenen Schlagwellen. Hierdurch lässt sich der Nacken des Geräts zum Distalende des ehemaligen Abschlags orientieren, während sich die Schneidenpartie auf Höhe des Bulbus unterhalb des antiken Schlagflächenrests befindet. Dass tatsächlich der distale Rest des ehemaligen Bulbus gekappt wurde, wird durch einen dessen Kontur deutlich nachzeichnenden, in Nackenrichtung gleichmäßig halbrund geschwungenen Trenngrat zwischen der ventralen Schneidenfacette und der dahinter stark abfallenden Ventralfläche bestätigt.

Die Dorsalfläche zeigt erwartungsgemäß nur Spuren einer flüchtigen Bearbeitung in Schlagtechnik an den Längskanten. Allerdings ist sie, wie auch die beiden Seitenfacetten, im Vergleich mit dem Gros solcher Dechselklingen erstaunlich intensiv überschlif-

32 Neu Lich-Steinstraße.
Dechselklinge der
Michelsberger Kultur aus
Rijckholt-Flint.





fen worden. Lediglich der Nacken ist frei von Schliff und besteht aus hochglänzenden kleinen Negativen.

Dechselklingen aus Feuersteingrundformen kennen wir erstmals seit dem Mesolithikum (9.–5. Jahrtausend v. Chr.), jedoch mit natürlich scharfen, nicht geschliffenen Schneiden. Im Alt- und Mittelneolithikum (ca. 5600–4400 v. Chr.) folgte die Klingengestaltung ausschließlich dem „Dechselprinzip“ und als Rohstoff tritt Felsgestein anstelle des Feuersteins, bevorzugt sog. Amphibolit. Vom Jung- bis zum Endneolithikum (ca. 4400–2200 v. Chr.) bildet diese Artefaktgruppe dann, gleichberechtigt mit Parallelbeilklingen, einen unverzichtbaren Bestandteil des Werkzeugspektrums der Holzhandwerker. Die Klingen waren an charakteristischen sog. Knieholmen aus Astgabeln ein- bzw. aufgebunden, wie vollständig erhaltene Dechsele dieser Zeit etwa aus Süddeutschland und der Schweiz lehren (Abb. 33).

Die Datierung des Artefakts aus Neu Lich-Steinstraß ist problemlos, liegt doch seine Fundstelle im

Weichbild einer großen Wall-Grabenanlage der jungneolithischen Michelsberger Kultur (ca. 4400–3500 v. Chr.). Dazu passt auch der Rohstoff Rijckholt-Flint, der in dieser Zeit bevorzugt verwendet worden ist. Nicht unerwartet bestehen gut 60 % der rheinischen Dechselklingen dieses Zeithorizonts aus dieser Flintart.

Eingebettet in die Dienstleistungsorganisation „Landschaftsverband Rheinland“ stehen die Fachleute des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege traditionell allen Sammlern rheinischer Archäologika als Ansprechpartner zur Verfügung. Die Meldung des Funds aus Neu Lich-Steinstraß vergrößert nicht nur das Wissen zu dieser Artefaktgruppe. Sie zeigt darüber hinaus beispielhaft den Erfolg und zugleich die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen archäologisch aufgeschlossenen Mitmenschen und dem Fachamt.

Mein herzlicher Dank gilt dem Finder, der das Artefakt zur Bearbeitung bereitwillig zur Verfügung stellte.

Literatur: M. BAALES/J. WEINER, Eine neolithische Dechselklinge aus Rijckholt-Feuerstein. Arch. Korbl. (in Vorb.). – J. WEINER, Neolithische Dechselklingen aus Feuersteingrundformen? Anmerkungen zu einem kaum beachteten, einzigartigen Gerätetyp. In: E. CZIESLA/TH. KERSTING/S. PRATSCH (Hrsg.), Den Bogen spannen ... [Festschr. B. Gramsch]. Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa 20,2 (Weissbach 1999) 353–372. – DERS. Profane Geräte oder Prunkstücke? Überlegungen zur Zweckbestimmung übergrößer Dechselklingen. In: J. ECKERT/U. EISENHAUER/A. ZIMMERMANN (Hrsg.), Archäologische Perspektiven. Analysen und Interpretationen im Wandel [Festschr. J. Lüning]. Internat. Arch. – Studia honoraria 20 (Rahden/Westf. 2003) 423–440.

KERPEN, RHEIN-ERFT-KREIS

Eine Pfeilspitze ungewöhnlicher Form aus der Erftaue bei Sindorf

Ingrid Koch und
Jürgen Weiner

Im Herbst 2004 wurde in der Erftaue bei Kerpen-Sindorf eine Pfeilspitze von bisher im Rheinland unbekannter Form aufgelesen. Das Stück lag am östlichen Rand einer trockenen Erfrinne auf sandigkieshaltigem Lehmboden.

In der Umgebung des Fundorts zeichnet sich eine jung- bis spätneolithische Fundstreuung mit Beilabschlägen aus Rijckholt- und Lousberg-Flint, dem Bruchstück eines Klingenkratzers mit beidseitiger Kan tenretusche, zwei Spitzklingenresten aus Rijckholt-Flint

und einer schmalen Pfeilschneide aus Schotterflint ab. Eine ebenfalls dort aufgefondene kleine Keramikscherbe mit starker Quarzmagerung datiert in einen vom Spätneolithikum bis in die ältere Bronzezeit reichenden Zeitabschnitt.

Steinzeitliche Pfeilspitzen sind im Rheinland keine Seltenheit und ihre Formen und die zur Herstellung verwendeten Flintarten sind gut bekannt. Ganz anders verhält es sich mit dem vorliegenden Fund, denn unbeschadet des verwendeten Schotterflints weist er